



63. Jahrgang

Nr. 250

September 2021

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Gedenkstein am Kreishaus in Euskirchen



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.
Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail: _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimmattreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Werbung für die Schlesischen Nachrichten	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
Namslauhilfe	05
1956 – 2021 – 250 Ausgaben des Namslauer Heimatrufs	05 – 07
Erstes digitales Deutschlandtreffen	08 – 10
Erinnerungen an die Kindheit in Schlesien	11 – 13
Als Flüchtling unterwegs (3. Teil)	14 – 25
Meine älteste Erinnerung an Namslau	25 – 31
Das Standbild der Madonna vor dem Breslauer Dom	32 – 35
Schlesische volkstümliche Orakel	35 – 38
Karl von Holtei – ein Allerweltskerl	39 – 42
Familiennachrichten	43 – 53

Namslauhilfe

In den letzten Jahren haben wir Sie in den September-Ausgaben unseres Heimatrufs regelmäßig um Spenden für unsere Landsleute in der Heimat gebeten.

Wegen der Coronabeschränkungen konnte die Nikolausfeier in Namslau im Jahre 2020 jedoch nicht stattfinden, so dass wir unseren Landsleuten die im Jahre 2020 gesammelten Spendengelder leider nicht zukommen lassen konnten. Wir haben das Geld gegenwärtig auf unserem Rücklagenkonto. Bedauerlicherweise ist zurzeit noch nicht abzusehen, ob es in diesem Jahr wieder eine Nikolausfeier in Namslau geben wird (wir bemühen uns sehr darum).

Wegen dieser Ungewissheiten setzen wir die Spendensammlung in diesem Jahr aus. Wir bitten dafür um ihr Verständnis.

1956 – 2021 250 Ausgaben des „Namslauer Heimatrufs“

Liebe Landsleute,
Sie halten heute die 250. Ausgabe unseres Namslauer Heimatrufs in Händen.

Aus diesem Anlass sehen Sie auf dem Deckblatt den Gedenkstein am Kreishaus in Euskirchen, der mit den eingelassenen Worten

Namslau Schlesien unvergessen

auch das ausdrücken soll, was unsere Vereinigung ausmacht, nämlich – wie es in der Vereinssatzung heißt: „...den Zusammenhalt aller früher in Stadt und Kreis Namslau in Schlesien Ansässigen oder deren Abkömmlingen aufrechtzuerhalten, erhaltene und überlieferte Kulturgüter zu sammeln und die Verbindung mit dem Patenkreis Euskirchen zu pflegen.“

Mit dem Namslauer Heimatruf haben wir den Satzungsauftrag in den vergangenen 65 Jahren wesentlich erfüllt. Er war und ist d a s Bindeglied zwischen den Vereinsmitgliedern. Auf rund 13.600 Seiten haben wir Sie in dieser Zeit zu Veranstaltungen eingeladen, über die Heimat früher und jetzt berichtet, Ihnen die Schönheit und Vielfalt Schlesiens und seine Geschichte nähergebracht, die Verbindung zu den noch in der Heimat lebenden Landsleuten hergestellt und aufrechterhalten sowie im Familienteil über Freud und Leid in unserer Heimatfamilie berichtet.

Verantwortet und wesentlich gestaltet haben den Heimatruf in dieser Zeit unsere inzwischen verstorbenen Landsleute Hans Dussa, Arthur Kalkbrenner, Günter Kelbel, Walter Maschler, Karl-Ernst Lober und Berthold Blomeyer; gegenwärtig betreut Wolfgang Giernoth das Mitteilungsblatt. Den Familienteil (Geburten, Hochzeiten, Ehejubiläen, Geburtstage, Sterbefälle) betreuten von 1956 bis 1969/70 Alfred Russek und ab 1970 Wolfgang Giernoth.

Um mit der technischen Entwicklung Schritt zu halten, hat unser leider zu früh verstorbener 1. Vorsitzender Berthold Blomeyer die homepage www.namslau-schlesien.de aufgebaut und sich damit besonders verdient gemacht. Viele unser Archivmaterialien hat er in die homepage eingestellt und so einem unbegrenzten Kreis zugänglich gemacht. Viele unserer Namslauer Heimatrufe (ohne Familiennachrichten) sind in der homepage verfügbar. Sie finden sie dort unter dem Stichwort „Namslauer Heimatruf“. Außerdem finden Sie unter dem Stichwort „Worüber im Heimatruf berichtet wurde“ eine Übersicht über die seit 1956 erschienenen Artikel. Die Übersicht wurde dankenswerter Weise von unserer früheren Kulturwartin Christa Ulke in mühevoller Kleinarbeit aufgebaut und wird jetzt von der Redaktion fortgeführt.

Zwei Bitten zum Schluss:

Um den Heimatruf weiterhin lebendig und lesenswert zu gestalten, würden wir uns über Ihre Beiträge sehr freuen.

Gegenwärtig haben wir Schwierigkeiten, an unser Archivmaterial in unserem Schrank in der als Sitzungssaal eingerichteten Heimatstube zu kommen, da dort Krisenstäbe permanent tagen.

Eine seit Jahren geäußerte zweite Bitte geht dahin, dass sich ein Vereinsmitglied findet, das die Redaktion des Heimatrufs übernimmt. Es ist nämlich nicht sinnvoll, dass alles beim Schriftführer, der z.Zt. auch noch Kassenwart ist, konzentriert bleibt.

Auf Erfüllung dieser Bitten hoffend
grüßt Sie herzlich
Ihr Wolfgang Giernoth

Digitales Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Schlesien am 26.06.2021 aus Hannover

von Peter Klotz

Das traditionelle Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Schlesien ist am Sonnabend, den 26. Juni 2021 erstmals in der Geschichte des Vereins von Hannover aus Corona beding digital organisiert worden.

Ab 11 Uhr konnten die Schlesier über Facebook oder über den Youtube-Kanal live dabei sein.

Niedersachsens Innenminister Boris Pistorius hielt per Videoschalte die Festansprache. Ministerpräsident Stephan Weil, der selbst oberschlesische Wurzeln hat, sowie der Oberbürgermeister von Hannover Belit Onay richteten sich mit einem digitalen Grußwort an die Besucher des Treffens vor dem Bildschirm.

Nach der Eröffnungsrede des Präsidenten der schlesischen Landesvertretung Peter Beyer zelebrierten der Generalsuperintendent a.D. und Vorsitzende der ev. Schlesier Martin Herche und der katholische Konsistorialrat Christian Lidner gemeinsam den ökumenischen Online-Gottesdienst. Zu Beginn des Gottesdienstes erklang das St.-Anna-Lied. Gelesen wurden Passagen aus der Bergpredigt. Das Thema des Gottesdienstes befasste sich mit der Brückenfunktion Schlesiens, die es im Herzen Europas immer gehabt hat. Eine verbindende Brücke zwischen Ost und West. Mit dem Lied „Großer Gott wir loben Dich“ endete die ökumenische Feier.

Nach dem Totengedenke kamen Vertreter verschiedener Institutionen zu Wort. Darunter die neue Leiterin des Schlesischen Museums in Görlitz, die in Grünberg geborene und aufgewachsenen Dr.

Agnieszka Gasior, der Historiker in der Oppelner Deutschen Minderheit Dr. Rudolf Urban und die Vize-Marschallin der Wojwodschaft Oppeln, Zuzanna Donath-Kasiura.

Der Vorsitzende der Landsmannschaft Schlesien Stephan Rauhut zeichnete zu Beginn seiner Ansprache den Schlesier Volker Bandmann für seine vielfachen Verdienste um Schlesien mit dem Schlesierschild aus. Die Pflege des kulturellen Erbes Schlesiens ist auch heute noch, 76 Jahre nach Kriegsende eine bleibende Aufgabe. Trotz unterschiedlicher Auffassungen ist es wichtig, die Erinnerung an das Leid der Vertriebenen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Nur so können wir aus der Geschichte lernen und zukünftig vermeiden, dass Vertreibung als ein Mittel der Politik genutzt wird.

Dazu dienen die vielfältigen Kontakte zu unseren polnischen Nachbarn. Auch wenn in der Bewertung der Geschichte unterschiedliche Sichtweisen bestehen, ist es wichtig, die Diskussionen von ideologischem Müll zu befreien, um zu einer objektiveren Sicht der Geschehnisse zu gelangen.

Seit der politischen Wende im Jahr 1989 ist die Verständigung zwischen Polen und Deutschen ein beachtliches Stück vorangekommen, was auch auf die Initiativen vieler Schlesier zurückzuführen ist, die sich dieser Aufgabe nicht verweigert haben.

Rauhut stellte in seiner Ansprache ein für die Landsmannschaft bedeutendes Thema in den Vordergrund – den Generationswechsel. Immer weniger Vertreter der Erlebnissgeneration sind noch in der Landsmannschaft aktiv tätig. Es ist deshalb für die Zukunft der Landsmannschaft von entscheidender Bedeutung, den Generationswechsel einzuleiten und die jüngeren Generationen für Schlesien und für die

Verbandsarbeit zu interessieren. Die Enkelgeneration zeigt durchaus stärkeres Interesse an Schlesien, das Land ihrer Vorfahren. Die Landsmannschaft muss neue Wege gehen, um die Angehörigen der Folgegeneration anzusprechen und als aktive Mitglieder zu gewinnen. Dazu bedarf es auch einer Änderung in der Organisationsstruktur des Verbandes unter Verschlankung der Hierarchie-Ebenen.

So soll z.B. ein „Netzwerk Junges Schlesien“ aufgebaut werden, das die Verbindung zu jungen Interessierten über digitale Medien ermöglicht. Die Landsmannschaft hat verschiedene neue Plattformen eingerichtet, über die sich an Schlesien Interessiert einbringen können. In einer Diskussionsrunde wurden von den einzelnen Teilnehmern Ideen und Vorschläge eingebracht, um die grenzüberschreitende Arbeit bezüglich Schlesien weiter auszubauen. Reisen nach Schlesien und Schüleraustausch-Programme, Schulpartnerschaften, Kontakte zu polnischen Universitäten und Historikern sind eine unabdingbare Voraussetzung für eine gedeihliche Zusammenarbeit.

Dass Schlesien nicht Vergangenheit, sondern auch in Deutschland weiterhin Gegenwart ist und bleibt – dafür stehen die Landsmannschaft Schlesien, die Schlesier und ihre Nachkommen.

Insgesamt war das digitale Schlesiertreffen gut gemacht und ansprechend gestaltet. Dennoch fehlten die persönlichen Begegnungen und persönlichen Gespräche, die ein digitales Treffen nun einmal nicht bieten kann.

aus: Kreuzburger Nachrichten Nr. 8/ August 2021

Erinnerungen an die Kindheit in Schlesien
Spielzeug, Spiele, Lieder und Reime
von Dr. Horst Stephan

Schon in ältesten Kulturen ist nachweisbar, dass „Kinderspielzeug“ zum Leben eines Kindes gehört. Es erfüllt sein Spielverlangen und fördert die Phantasie des Kindes. Spielzeug ermöglicht den Gebrauch der Gegenstände und lässt Varianten zu.

So ist in Schlesien z.B. die Kinderklapper ein beliebtes und uraltes Spielzeug und die „Docke“ (Puppe) eine Spielfigur. Auch Tiere wie die „gelehrte“ Dohle, Hund und Katzen sind Spielkameraden. Fast täglich spielen die Kinder mit Bällen, Reifen, Kugeln, Kieselsteinen, Schleudern, Pfeil und Bogen. Sie „schnippeln“ mit Bohnen und Kügelchen in kleine Erdvertiefungen und „titschen“ mit Münzen. Starker Regen ermutigt, draußen kleine Teiche und Wehre zu bauen. Bunte Papierrädchen an einem Stab zu befestigen und zu beobachten, wie sie sich im Winde drehen, macht Spaß.

Aus saftigen Weidenästen „Pfeifchen“ zu machen und Töne zu erzeugen, will gelernt sein; das nennt man „Feifla kloppa“. Dies regt an zu singen: „Feifla, Feifla, gib mir Soaft! Wenn der Pauer Hoafer (Hafer) rafft, a rafft a nee allääne, der Hund, der hoat vier Bääne (...) Feifla, Feifla, bleib mir ganz!“ Jene Kinderlieder bleiben lange erhalten und vom Vergessen bewahrt. Denn sie sind eng mit dem Leben des Kindes verbunden und

werden auch gern von Erwachsenen wie z.B. Wiegenlieder gesungen. Letztere zwingen zur Ruhe und sich an eine Wiege zu setzen.

Erwähnenswert sind Scherz- und Spottlieder, weil ihr Rhythmus, Klang und Laut gefallen und zum Mitsingen anregen. Dazu zwei Beispiele, in Grafschaft Glatzer Mundart formuliert: „Fridolin, die Hosa brien, Benjamin muss löscha giehn.“ Und: „Neckels, Neckels (Nikolaus) Hoase, nimm mich bei der Noase! Nimm mich bei dam Löffelstiel, sei gebata on gatt mer viel!“ Eher von Erwachsenen gesungen, heißt es: „Kasabruut (Käsebrod), doas schmeckt gutt, on a Kannla Bier derzune, doas schmeckt a gutt!“ Bei Kindern besonders beliebt ist das folgende Scherzlied: „Bittner, Bittner (Böttcher/Hersteller von Holzgefäßen), bum bum! Dreimoal em die Tonne rem, dreimoal em das Bittnerhaus, kemmt die oale Bittnerin raus!“ Hängen sich die Kinder an eine fahrende Kutsche, droht der Lenker mit der Peitsche: „‘s hängt sich jemand henda droa, haut (er) mit der Peitsche, haut (er) dernaba, bleibt keiner kloaba!“

Bei einem (Fang-) Spiel, das die fortschreitende Kreisbewegung der Kinder steuern will, singt man: „‘s kemmt a Mäusla, ‘s kriecht eis Häusla, woas wird’s sucha? Pfefferkucha! Doo nei, doo nei, doonei!“ Damit verwandt sind Reigenspiele mit dem Fangvers: „Ringel, ringel reihe / wir sind der Kinder dreie / wir sitzen unterm Hollerbusch / machen alle: Husch, husch, husch.“

Unerschöpflich unter den Kindertexten sind „Abzählreime“, mit denen bei Kinderspielen durch Abzählen jemand für eine bestimmte Rolle (Aufgabe) ausgewählt wird. So lautet ein Abzählvers: „Aäs, zwee, drei, vier, fenf, sechs, sieben, / ääne aale Frau kocht Rieben, / äane aale Frau kocht Speck, / du bist weg!“ Ein anderer Reim lautet: „Eins, zwei, drei, of der Stroaße leit a Ei. / War drauf trett, darf nee mit!“ Aus Breslau soll dieser Reim stammen, den die Kinder so skandieren: „Auf dem Berge Sinai / wohnt der Schuster Kikriki. / Seine Frau, die alte Grete / saß auf dem Balkon und nähte, / fiel herab, fiel herab, / und das linke Bein brach ab. 7 Kam der Doktor Hinkelmann, / leimt das Bein mit Spucke an.“

Zusammengefasst: Kinderspielzeug ist auch in Schlesien in ältester Zeit zu finden. Dazu zählen Schaukelpferde und Handpuppen. In späterer Kindheit nehmen Kinderspiele mit festen Regeln einen breiten Raum ein. Auch Kinderlieder sind früh im Umlauf und die Kleinen lernen schnell Spielreime wie insbesondere Abzählverse auswendig. Ebenso von Scherz- und Spielliedchen lassen sich die Kinder begeistern. Selbst Bastelreime und Sprechkunststücke gehören zu kindlichem Programm.

Als Flüchtling unterwegs

von Lothar Kolle

(Auszug aus seiner Autobiographie „Mein Leben“)

Vorbemerkung

In den Namslauer Heimatrufen Nr. 243 und 249 brachten wir unter den Überschriften „Meine Kindheit in Namslau“ und „Als Flüchtling in Österreich“ Auszüge aus der Autobiographie „Mein Leben“ von Lothar Kolle. Heute soll ein dritter und letzter - gekürzter - Teil folgen:

Die Heimat ruft (Rückkehr nach Schlesien)

Wir kamen - das heißt, meine Mutter kam - zu dem Entschluss, ohne Wenn und Aber nach Namslau, in unsere schlesische Heimat zu gehen. Eigentlich war das schon in Sankt Wolfgang - also in Österreich - Mutters und mein geheimer, aber immer wieder einmal laut ausgesprochener Wunsch.

Vom Leipziger Bahnhof aus fuhren wir Drei also nach Görlitz: Mutter Erna, mein neunjähriger Bruder Gerold und ich. In Görlitz kamen wir gleich wieder in eine Fabrikhalle, die mit Stroh ausgelegt war. Auf irgendwelchen Umwegen war inzwischen unser Gepäck in Leipzig bei Tante Gretel angekommen. Es waren nur drei Koffer, die uns gehörten. Das meiste Gepäck hatte Gretel selbst.

Hier, nach Görlitz, hatten wir nur den mittelgroßen Koffer von uns mitgenommen. Koffer hatten damals noch keine Räder unten dran. Nach einigen Tagen im Strohlager, wo wir schreckliche Szenen, sogar mit einem vor Hunger Sterbenden, erlebt hatten, wohnten wir kurze Zeit bei einer älteren Dame. Wir hatten ein Zimmer mit Parkett. Mutter hatte es geschafft, diese provisorische Notunterkunft zu erhalten.

Wir versuchten fast jeden Tag erneut, über die Neiße-Brücke zu gelangen. Doch das schlug immer wieder fehl. Östlich der Neiße war jetzt polnisches Gebiet. Sogar unter der Plane eines Lastwagens des russischen Militärs wollte es nicht gelingen, hinüber zu kommen. Wir wurden entdeckt und mussten runter von dem LKW. Die polnische Miliz schickte uns mit Strafandrohung und nach einigen Stunden Karzer zu Fuß zurück.

Wir lernten damals eine Frau aus Oels mit ihrer zwölfjährigen Tochter kennen. Dieses Mädchen war, wenn man es so sagen will, meine erste Freundin in meinem Leben. Ich weiß es jetzt nicht, ob ich hier übertreibe. Aber ich fuhr an allen „freien Tagen“, die mir zur Verfügung standen, mit diesem Mädchen Straßenbahn durch Görlitz. Wir tingelten von einer Stelle bis zur Endstelle. Von der Endstelle fuhren wir dann wieder zur entgegengesetzten Endstelle. Dabei guckten wir uns strahlend in die Augen. Es kann sein, dass ich gar nicht ganz die schöne Altstadt, die Görlitz ohne Zweifel hat, so wahrgenommen habe.

Eines Abends oder an einem frühen Morgen gelang es uns, bei leichtem Nebel ein Stück außerhalb von Görlitz, über ein Wehr auf die andere Seite der Neiße zu kommen. Das Mädchen mit ihrer Mutter war auch dabei. Außerdem waren es einige ehemalige deutsche Soldaten, die nach Schlesien in ihre Heimat wollten. Sie vermuteten dort ihre Familien. Unseren Koffer hatten wir bei der etwas pikiert guckenden Wirtin gelassen.

Dank der Soldaten gelang es uns, diesen gefährlichen Weg über das Wehr zu schaffen. Das ging mit Handanfassen in einer langen Reihe. Ich konnte nicht schwimmen. Außerdem wurde ich von Höhenangst

erfasst. Dem kleinen Gerold machte es nicht so viel aus: Er konnte schon ziemlich gut tauchen und schwimmen. Wir hatten nur leichte Rucksäcke auf unseren Rücken. Nur Mutter Ernas Rucksack war erstaunlich schwer. Ich bewundere sie noch heute dafür. Immerhin hatten wir von nun an einen Fußmarsch von ungefähr 260 Kilometern vor uns. Erna war damals „zäh wie Leder“ und bei jeder Witterung, ob Regen oder heißester Sonnenschein, unverwüstlich. Aber auch andere Frauen haben damals viel geleistet!

Durch Razzia in ein Arbeitslager gesteckt

Wir sahen uns in den nächsten Tagen in einem polnischen Arbeitslager wieder. Man zwang uns da, tagelang auf großen Feldern Kartoffeln zu roden. Zwei Polen in Zivil, mit einem Karabiner bewaffnet, hatten uns geschnappt.

In dem Lager bekam der kleine Gerold einige Tage Fieber. Ein älterer Pole, der die Aufsicht hatte, erlaubte uns Kindern, ein oder zwei Tage in der Gesindestube zu bleiben. Dort mussten wir auch nachts auf dem Fußboden kampieren. Wir hatten keine Decken und Kissen. In dieser ungemütlichen Stube liefen uns die Mäuse aus allen Ecken regelrecht über die Füße! Nachts waren wir in diesem Raum mit einer Anzahl anderer Gefangener untergebracht. Wir lagen mit denen dicht an dicht. Ich hatte aus dem Rinderstall des Gutes etwas Stroh „organisiert“. Das legten wir uns unter die Köpfe. Läuse waren vorprogrammiert! Wir waren für sie ein gefundenes Fressen.

Es gelang uns dann nach einer knappen Woche, abends aus dem großen landwirtschaftlichen Hof auszubrechen und davonzulaufen. Dazu mussten wir vorher die Wachen ablenken. Die Frau aus Oels und

ihre niedliche Tochter waren auch dabei. Wir liefen wieder des Nachts bei Mondenschein. Aber diesmal waren wir ohne Führer, der diese abseits der Straßen liegende Gegend gekannt hätte. Die einzige Uhr, die Mutter noch hatte, war uns von den Polen abgenommen worden.

Wir hörten lange hinter uns Hundegebell und rannten und liefen, so schnell wir mit unseren Rucksäcken auf dem Rücken nur laufen konnten.

Nach einer Zeit ging es kilometerlang an einem Waldrand entlang. Der Mond kam jetzt etwa neunzig Grad von einer anderen Seite. Hatten wir die Orientierung verloren?

Später mündete unser Feldweg, den wir durcheilt waren, in einen schmalen Waldweg. Nach etwa einer Stunde erreichten wir das Ende des Waldweges. Wir standen unmittelbar vor einer Scheune. Dahinter befand sich ein kleiner Bauernhof. Es war inzwischen kurz vor dem Morgengrauen.

Als wir in der Scheune im Stroh lagen, schlug draußen ein Hund an. Sein kurzes Bellen ging bald in ein Winseln und Schnuppern über. Der Hund hatte unsere Witterung aufgenommen und stand offensichtlich draußen am Scheunentor. Gott-sei-Dank hörte sein Winseln bald auf! Wir Kinder schliefen sofort ein, total erschöpft von dem Gewaltmarsch. Nach einigen Stunden wurden wir alle durch Stimmen geweckt. Es waren glücklicherweise deutsche Laute, die wir zu unserer Freude vernahmen.

Später, als wir bei den Landsleuten in der Küche saßen und heißen Getreidekaffee mit frischer Ziegenmilch tranken, fiel uns doch ein Stein vom Herzen: Wir hätten ja unfreundlichen Polen in die Hände gefallen

sein können, die uns der Miliz verraten! Stattdessen erfuhren wir nun von den Landsleuten, dass wir uns etwa 30 Kilometer von Heinau, einer niederschlesischen Kleinstadt, befanden und bekamen endlich die Orientierung, wie wir weiter gehen müssen. Als wir wieder im Hof standen und uns verabschieden und bedanken wollten, kam der deutsche Mann, in den Händen eine lange dunkle Hose haltend, deren Hosenbeine quer zerfetzt waren. Es war eine Hose, wie sie die Hitlerjugend getragen hat.

Der Mann erzählte uns mit gequälter Stimme, dass diese Hose seinem einzigen Jungen gehört habe, einem Dreizehnjährigen, der vor fünf Wochen in dem Waldstück, gleich hinter der Scheune, in eine Mine getreten ist. Auf dem Wege in das dreißig Kilometer entfernt liegende Krankenhaus in Heinau, ist er dann in einem kleinen Kastenwägelchen, einem Handwagen also, verblutet und gestorben.

Wir liefen an dem Tage ungefähr in Richtung Heinau weiter. Dabei versuchten wir, die einzelnen Ortschaften möglichst zu umgehen.

Ein oder zwei Tage später gingen wir auf der alten Deutschen Autobahn in Richtung Breslau. Mutter mit ihrem schweren Rucksack lief meist einige Meter vorweg. Auf *der* Strecke fuhr in diesen Nachkriegstagen nur ganz selten ein Auto. Wenn eins vorbei rauschte, dann waren es Russenfahrzeuge. Ortshinweisschilder waren abmontiert.

Irgendwann vor Breslau nahm uns ein großer Lastwagen ein Stück mit. Die zwei Russen, die hinten mit uns auf dem offenen Fahrzeug saßen, hatten einen großen Kirsch- oder Pflaumenzweig. Nein, es waren wohl Pflaumen. Sie pflückten die fast reifen Früchte

davon ab. Dabei spuckten sie die Kerne gekonnt in weitem Bogen vom fahrenden Lastwagen.

„Towaritsch, Towaritsch ... moj Imja i Otschistwo itz Iwan Iwanowitsch ... itz du ..!“

Der eine Russe gab uns Jungen eine Kostprobe von den Früchten ab. Er blickte mich dabei nicht unfreundlich an. Wir saßen oder standen auf der vom Fahrtwind ungünstigeren Stelle auf der Ladefläche zwischen Möbeln und fröstelten leicht.

Ich dachte für einen Augenblick: „Ach, so schlimm sind die Russen gar nicht“.

Tatsächlich schienen in dieser Zeit die Russen freundlicher zu uns zu sein, als ein Teil der Polen. Trotzdem lebten wir total in Ängsten.

Ich weiß nicht, wo unsere Frau aus Oels mit ihrer netten Tochter zu der Zeit abgeblieben war. Jedenfalls waren die beiden nicht mehr dabei, als wir mit mühsamen Schritten Breslau erreichten. Mein kleiner Bruder hatte einen schlimm aufgeriebenen Zeh. Wir Jungen hatten beide Fußlappen um die Füße und steckten in zu großen, alten Soldatenschuhen.

In Breslau wehte ein ganz neuer Wind. Vor uns taten sich zuerst nur Trümmergrundstücke auf. Die Straßen waren nüchtern geräumt und gekehrt. Alles in Grau. Polnische Zivilisten hatten die Stadt zum Großteil besetzt und soweit es ging bewohnt. Die Straßen wurden von deutschen Zwangskolonnen gefegt. Das waren Menschen, die nicht im Januar vor den Russen flüchten konnten oder damals, als Breslau Festung wurde, einfach dienstlich dableiben mussten. Da waren auch Professoren und Studienräte dabei. Sie waren entrechtet und wurden von polnischer Miliz streng bewacht. Sie trugen weiße Armbinden als Zeichen, dass sie Deutsche sind.

Wir sahen die Gartenstraße wieder. Viele Häuser waren hier zerstört und abgebrannt. Tante Gretels und Onkel Bobbys Friseurgeschäft, in dem einst vierzehn Friseusen und Friseure tätig waren, war in den Trümmern auf dieser einstigen Prachtstraße nicht wieder zu finden. Mutter fand dann, aus meiner Sicht wie durch ein Wunder, das Haus, in dem meine Stiefschwester Marga wohnen musste. Das war etwas abseits in einem anderen Stadtteil.

Marga war tatsächlich in der Festung geblieben, was wir bisher nur vermutet hatten. Sie und Dr. med. Edmund B., ihr zukünftiger Mann, waren sehr überrascht, als wir unverhofft vor ihrer Tür standen.

Wir kannten Edmund bis dahin noch nicht. Marga hatte ihn erst in der Festung kennen gelernt und wurde ihn dann nicht wieder los. Es war wohl für beide wie ein Wunder, dass wir hier in Schlesien auftauchten: Eine Frau mit zwei Kindern.

Edmund wurde als Arzt in dem im Rathaus eingerichteten Spital gebraucht. Schon in der Zeit, als noch Breslau Festung war, war das so. Er hatte einen Sonderstatus und schützte dadurch auch weitgehend meine Schwester. Als sie beinahe von Russen-Soldaten vergewaltigt wurde, kam er mit gewagter Autorität dazwischen und sagte, sie sei seine Frau.

Nach einer Nacht bei Marga in einer richtigen Wohnung mit Teppich und Sofa, ging es am nächsten Morgen für uns weiter. Wir verbrachten die darauffolgende Nacht dreißig Kilometer weiter östlich der Oder in Oels. Da wohnten in den vorher deutschen Jahren Verwandte aus Mutters Familienzweig.

Wir erwachten am nächsten Morgen in einer kleinen, leer geplünderten Wohnung. Da keine Betten oder andere Schlafgelegenheiten vorhanden waren, lagen wir auf dem harten Boden einer Küche. Es war noch dunkel draußen und Mutter hatte den Küchenofen angeheizt. Holz war kaum vorhanden. Reste von ein paar Stuhlbeinen mussten herhalten, die uns vorher Durchziehende übriggelassen hatten. Es gab kein elektrisches Licht. Der Lichtschein aus der Ofentür musste ausreichen. Später fuhr draußen Miliz auf zwei Fahrrädern vorbei. Wir durften denen nicht auffallen! Mutter kochte die restlichen Kartoffeln, die wir mit hatten. Brot war schon zwei oder drei Tage nicht mehr in unserem Proviantrucksack.

Wir hatten uns in der „Oelser Nacht“ dazu entschlossen, lieber erst nach Kunzendorf zu Tante Lotte zu gehen. Dabei ist mir bis heute nicht ganz klar, woher Mutter wusste, ja, woher sie den Mut nahm, daran zu glauben, dass die damals mit dem Pferdetreck geflüchteten Kunzendorfer wieder zu Hause sind?! Wir hatten schon neun Monate keinen Kontakt zu ihnen! Schließlich waren unnormale Nachkriegswirren: der Sieger im Lande, keine Postverbindung, kein Telefon! Man muss sich das einmal vergegenwärtigen! Über fünfzehn, ja, wahrscheinlich über zwanzig Millionen Deutsche waren heimatlos und irgendwohin verstreut! Es gab dann jahrelang einen unermüdlichen Rot-Kreuz-Suchdienst in Deutschland.

Dann kamen wir in Kunzendorf an, wo Mutter einst geboren ist und auf das wir uns alle so innig und hoffnungsfroh gefreut hatten. Ich hatte als Kind viele Ferien dort verlebt und fühlte mich da, auf der Scholle meiner Vorfahren, immer wie zu Hause. Ich glaubte ja auch lange als Kind, da mir noch erzählt wurde, dass

der Storch die Babys bringt, dass ich aus dem Kunzendorfer Mühlenteich, Eigentum meiner Vorfahren, stamme. Ja und mein kleiner Bruder ging soweit, dass er einmal zu Lotte, unserem früheren Hausmädchen gesagt hat:

„*Weißt Du noch, wie ich noch so ein kleiner Frosch war?*“

Wobei er anstelle von Frosch „*Flosch*“ sagte, weil er das Wort *Frosch* noch nicht ganz richtig aussprechen konnte.

Wir kamen also in Kunzendorf an. Es war am frühen Abend eines Oktobertages. Vorher, im Nachbarort Resewitz, wo die evangelische Kirche und der Friedhof ist, hatten wir auf dem Familienplatz einen frischen Grabhügel entdeckt. Das hatte uns unruhig gemacht. Wer sollte von der Familie inzwischen gestorben sein? Wir liefen die Abkürzung, die nur Mutter kannte, über den Resewitzer Acker. Mutter war bald hundert Meter vor uns. Es war ein aufregender Endspurt.

Dann standen wir vor der Ruine der Mühle und des Wohnhauses. Fassungslos: Alles war abgebrannt. Ganz unten sah ich noch Reste des verkohlten Getreides. Leichte Rauchfäden stiegen aus der schwarzen Masse. Gespenstisch stand die Ruine in der matten Abendsonne des Oktobertages. Etwa achtzig Tonnen Getreide waren verglüht. Später erfuhren wir aus Lottes Mund, dass der Großonkel Paul an Typhus im Sommer gestorben ist. Die Polen hatten ihm vorher die letzten zwei Pferde weggenommen. Er lag dann kurze Zeit im Bett. Das befand sich im Hause eines alten befreundeten Nachbarn.

Es gab keine ärztliche Hilfe, da in dieser Zeit kein Arzt in dem von Polen annektierten Schlesien vorhanden war. Wenn doch irgendwo einer war, dann höchstens in den größeren Städten. Doch die waren nicht für

Deutsche erschwinglich! Außerdem gab es kaum Medikamente und zudem keine Apotheken!

Wir lebten bald unter schlechtesten Bedingungen mit Tante Lotte, meinem Cousin Herbert (13) und Tante Ida, einer alten ledigen Tante von meiner Tante Lotte. Die Tante Ida war schon uralt, fast siebzig! Außerdem war sie schwerhörig und konnte nur durch ein langes metallenes Hörrohr hören.

Unsere neu gebildete Familiengruppe wohnte dann bald mit insgesamt sechs Personen in einem alten, mit Stroh gedeckten Haus und hatte nur einen Raum zur Verfügung. Das Haus befand sich zwei Kilometer außerhalb von Kunzendorf im Walde. Eines der Fenster der primitiven Behausung war mit Brettern vernagelt. Es gab keine Glasscheiben in dieser ersten „Polen-Zeit“. Die Gegend hieß von alters her „Sklarke“, und bestand aus insgesamt fünf mit Stroh gedeckten Häusern.

Mutter und ich stoppelten noch im Herbst auf dem Mühlenacker Kartoffeln für diese Zeit. Lotte hatte einen guten Herrenpelz und einen Kutscher-Pelz. Die hatte sie monatelang in der Mühlenscheune unter Stroh versteckt gehalten. Diese Kostbarkeit tauschte sie bei einem uns wohlgesonnenen, einigermaßen zuverlässigen „Nationalpolen“ ein. Dieser polnische Mann aus dem alten Grenzland hatte vorher, in den deutschen Jahren, umgekehrt viel Hilfe und Achtung von der deutschen Familie Hartmann aus der Mühle erfahren. Das zahlte sich jetzt für uns aus: Wir bekamen dafür ein oder zwei Säcke herrliches Roggenmehl von diesem Manne. Davon konnten wir lange im Winter große runde Brote backen. Ein alter Backofen war in einem anderen Trakt des Hauses vorhanden. Das Holz holten wir uns aus dem Walde, in dem wir nun lebten.

Die beiden Frauen, Mutter und Tante Lotte, mussten vorwiegend im Wald für die Polen arbeiten, das heißt, ungewohnte Arbeit leisten. Ich musste zu Hause kochen. Tante Ida, die Alte, musste ganze Eimer Kartoffeln „schrabben“. Das heißt, Kartoffeln schälen wäre zu verlustreich und verschwenderisch gewesen. Nachts, aber auch am Tage, kamen immer wieder durchreisende Polen – häufig waren es Zigeuner. Die plünderten uns unter Bedrohung aus. Sie nahmen uns Decken und soweit überhaupt noch vorhanden, Uhren und unseren letzten Hausrat weg. Die meisten Teller, Töpfe, Messer und Löffel hatten wir uns heimlich aus den Trümmern des Mühlengrundstücks gegraben. Wobei wir uns nicht von dem jetzigen „polnischen Besitzer“ erwischen lassen durften. Für diese war auch jedes Stück Holz, was sich auf dem nun abgebrannten Hof befand, nicht mehr das Eigentum der Deutschen. Tante Ida war die Einzige in unserer „Zwangsfamilie“, die noch eine Uhr besaß. Die hatte sie an einer langen Kette an ihrem dünnen, sehr abgemagerten Körper versteckt baumeln. In der Nacht aber schnarchte sie am lautesten.

Als Kuhjunge in Polen

Ich ging im folgenden Sommer (1946) zu einem Polen im Dorfe drei Kühe hüten. Dafür bekam ich zwar kein Geld, aber einfaches reichliches Essen. Dieser Pole und seine Familie hatten den Bauernhof, wie auch die anderen zugereisten Polen, von einem deutschen Bauern, der nun enteignet war, kostenlos übernommen. Der Hof hatte nicht so eine Riesengröße, wie man es heute hier im Westen Europas kennt. Erwähnen möchte ich noch, dass wir sechs Personen nicht der polnischen Sprache mächtig waren und nur einige Worte phonetisch verstanden und noch etwas weniger sprechen konnten.

Nach etwa einem Jahr unter Herrschaft der Polen wurden wir aus Schlesien vertrieben. Man nannte das zu damaliger Zeit unter den deutschen Landsleuten „rausgefahren“.

Der Pole, bei dem ich als Junge gearbeitet hatte, gab mir 100 Zloty zum Abschied. Für zehn Zloty bekam man in dem einzigen Kaufmannsladen im Dorfe ein Pfund Viehsalz, das wir zum Kochen unbedingt benötigten. Speisesalz konnten wir uns nicht leisten. Eine Schachtel Streichhölzer, die lebensnotwendig waren, kostete auch etwa so viel.

Im Oktober 1946 verdichteten sich die Gerüchte unter den noch bei den Polen lebenden Deutschen und dann war es klar: Wir wurden „rausgefahren“.

Seit den Tagen im Oktober 1946 war ich ein Heimat-Vertriebener.

Meine älteste Erinnerung an Namslau

von Dr. Ernst Lober (+)

In die Jahre vor dem ersten Weltkrieg reich diese Erinnerung zurück, also in eine längst vergangene und ganz anders geartete Zeit, und doch steht sie in vielen Einzelheiten vor meinen Augen. Sie verbindet sich mit einer sonntäglichen Radtour von meiner Vaterstadt Bernstadt nach Namslau. Und zwar meine ich, dass es das Namslau des Jahres 1909 oder 1910 war, dem damals unser Besuch galt.

Wir waren auf jener Fahrt drei Klassenkameraden, von denen zwei, darunter ich, die Stadt überhaupt noch nicht kannten, während der dritte sich in Namslau gut auskannte, weil einer seiner Brüder damals die Präparandie in Namslau besuchte.

Ich glaube, ich muss für die jüngeren Leser einflechten, dass Präparandien Lehrerbildungsanstalten waren. Wer Lehrer werden wollte, musste damals nach der Volksschule drei Jahre eine Präparandie und anschließend weitere drei Jahre ein Lehrerseminar besuchen. Eine solche Präparandie befand sich damals in Namslau. Wo sie untergebracht war, überhaupt Näheres über diese Anstalt kann ich nicht sagen, sie wurde m.W. schon vor dem ersten Weltkrieg in eine andere Stadt verlegt. Vielleicht geben aber diese Zeilen einem „alten“ Namslauer, möglicherweise einem damaligen Präparanden, Veranlassung, etwas im Heimatruf darüber zu erzählen und es so vor der endgültigen Vergessenheit zu bewahren.

An jenem Sonntag nun traten wir tüchtig in die Pedale, um die Schwierigkeiten der „Neudorfer Berge“, über die die Chaussee Bernstadt -Namslau führte, zu überwinden und rechtzeitig am Ziel zu sein, um den Umzug aus Anlass des Sommerfestes des Namslauer Verschönerungsvereins zu sehen.

Mir ist noch deutlich in Erinnerung, dass wir kurz vor Namslau, etwa in der Gegend des Zollhauses, auf Veranlassung unseres in Namslau bekannten Klassenkameraden anhielten und nacheinander auf einen der damals üblichen hohen Chausseesteine stiegen, wobei der eben erwähnte Klassenkamerad uns die Gegend erklärte.

Als er dabei auf ein Dorf wies, dessen Gehöfte in der Ferne zu sehen waren, und uns sagte, das Dorf da hinten heiße „Jauchendorf“, wollten wir ihn kameradschaftlich verpreln; denn dass ein Dorf so heißen sollte, hatten wir noch nie gehört, glaubten also, er wolle uns „verppeln“.

In Namslau stellten wir zunächst unsere Rder in dem Hause ein, in dem der Präparator wohnte. Damals gab es noch keine „Fahrschüler“. Wer außerhalb des elterlichen Wohnortes eine Schule besuchte, musste – das war allgemeine Vorschrift – am Schulorte wohnen, und das geschah dann meist in einer sog. Schlerpension. Die des Bruders meines Freundes befand sich nach meiner Erinnerung in einem Hause entweder am Ende der Kirch- oder der Klosterstraße.

Dann bummelten wir in Erwartung des Festzuges durch die Stadt und stellten dabei natürlich Vergleiche mit unserem Heimatstdtchen an, die durchaus zu dessen Gunsten ausfielen. Es erschien uns in Namslau alles älter und düsterer als in Bernstadt. Doch dann kam der Festzug, und da mussten wir ebenso einhellig feststellen, dass wir so etwas in Bernstadt noch nicht gesehen hatten.

Schon die an der Spitze marschierende Musikkapelle erschien uns bemerkenswert, und zwar nicht nur wegen der Zahl ihrer Musiker, sondern vor allem auch wegen der Leibesfülle ihres Dirigenten. Vielleicht erschien diese uns aber nur deswegen so außergewöhnlich, weil wir an die berschlanke Figur des damaligen Bernstadter Stadtkapellmeisters gewöhnt waren.

In dem langen Festzuge fiel uns dann vor allem die große Zahl geschmückter Fahrzeuge der

verschiedensten Art auf, über die wir nur immer wieder staunen konnten. Einzelheiten sind mir nicht erinnerlich, ich weiß nur noch, dass in einem offenen, blumengeschmückten Kutschwagen - „Landauer“ genannt – die Kinder des damaligen Pastors Roy saßen, die mir von ihren Besuchen bei ihren Bernstadter Verwandten bekannt waren.

Wie ich später erfuhr, waren die „Verschönerungsfeste“, wie man die Sommerfeste des Verschönerungsvereins nannte, in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg der Höhepunkt der sommerlichen Vereinsveranstaltungen. Vielleicht findet sich unter den Lesern des Heimatrufs jemand, der aus eigenem Erleben etwas über diese Feste erzählen könnte, denn sonst würden auch sie wohl für immer der Vergangenheit anheimfallen, da ja die Quellen, die uns Kenntnis von den damaligen Begebnissen geben könnten, nämlich die Vereinsberichte und die Lokalzeitung, für uns unzugänglich geworden, vielleicht sogar vernichtet worden sind.

Als der Festzug vorüber war, begaben wir uns mit der Masse der Zuschauer nach dem Stadtpark, der uns zwar viel größer erschien, aber bei weitem nicht so schön wie die „Harmonie“ in Bernstadt, in der die dortigen Sommerfeste begangen wurden. Dort hatten wir dann auch das Erlebnis, das mir – die beiden Freunde von damals sind schon im ersten Weltkrieg gefallen – den Tag bis heute so deutlich in Erinnerung bleiben ließ.

Auch damals schon wurde, wie bei den meisten derartigen Veranstaltungen unserer Zeit, zur Deckung der Unkosten bzw. zur Stärkung der Vereinskasse eine Verlosung veranstaltet. Der einzige Unterschied zur Gegenwart bestand wohl nur darin, dass man ein

solches Unternehmen damals sehr einfach, treffend und deutsch „Glückstopf“ nannte, während heute die „Riesen-Tombola“ das Mindeste ist, was man glaubt anpreisen zu müssen.

Es versteht sich wohl von selbst, dass wir den hübschen Losverkäuferinnen, die in der Mehrzahl wohl unseres Alters waren, ihre Aufgabe nach unseren besten Kräften erleichterten. Freilich, sehr gewaltig wird unser Umsatz nicht gewesen sein: denn unser Taschengeld bemaß sich damals nach Pfennigen, und wenn man eine Mark in der Tasche hatte, oder bei besonderen Gelegenheiten vielleicht gar zwei Mark, dann war das etwas Außergewöhnliches.

Ich erinnere mich aus jener Zeit, dass ich einmal aus Anlass des Schützenfestes von einem sehr wohlhabenden Bekannten meiner Eltern ein Dreimarkstück – einen Taler – erhielt und dass mich dieses ungewohnte Geschenk fast aus dem Gleichgewicht brachte. Welchen Wert damals das Geld hatte, ist daraus zu ersehen, dass nach Beendigung des dreitägigen Schützenfestes von dem Taler noch immer etwas übrig war.

Was konnte man sich damals für 5 Pfennige – eine „Sechser“ – aber auch alles leisten! Z.B. eine Fahrt mit der Schaukel oder dem Karussell, eine Vorstellung im Kasperletheater oder einen Rundgang durchs Panoptikum, eine Tüte Bonbons, einen Riegel Schokolade, ein Glas Limonade, ein handgroßes Stück Kuchen, fünf Zigaretten und anderes mehr.

Wenn wir damals schlecht bei Kasse waren, pflegten wir in der Konditorei für *zwei Pfennige* Butterlinsen zu kaufen! Und wenn wir dabei noch einen besonderen Spaß haben wollten, versahen wir unsere Bestellung

mit dem Zusatz „aber in zwei Tüten“. Dann machte der Konditor ein böses Gesicht und brummte, und wir grienten uns an.

Doch nach dieser Abschweifung, die ein Schlaglicht auf die damaligen Geldverhältnisse werfen sollte, zurück in den Stadtpark! Wir kauften also jeder ein paar Lose, erfrischten uns an einem Tisch mit einer Limonade und öffneten neugierig die Lose. Doch das Ergebnis war sehr mager: Nur ein einziges Los trug eine Gewinn-Nummer, alle anderen waren Nieten. Wir waren natürlich sehr enttäuscht und sannten auf „Rache“! Schließlich einigen wir uns auf den Vorschlag, zunächst alle Nieten fein säuberlich wieder zusammenzurollen, in die Drahtösen zu stecken und sie entweder den Losverkäuferinnen wieder in ihre Zigarrenkisten zu legen oder sie auf dem Tisch liegen zu lassen und aus „sicherer“ Entfernung zu beobachten, was wohl geschehen würde.

Der Vorschlag wurde gebilligt und wir gingen an die Arbeit. Da ertönte plötzlich der überraschte Ausruf eines meiner Freunde: „Guckt euch doch das mal an! Das Gewinnlos ist ja etwas kürzer als die Nieten!“ Tatsächlich, es war so. Nun aber schnell kurze Lose kaufen, ehe sie vergriffen sind, hieß daraufhin der Vorschlag. Doch einer widersprach und meinte, ehe wir unser ganzes Geld ausgäben, müssten wir uns überzeugen, ob das mit der unterschiedlichen Länge der Lose nicht bloß ein Zufall sei. Jeder von uns solle bei einer anderen Losverkäuferin zunächst ein kurzes Los kaufen und erst, wenn diese Lose auch Gewinne seien, sollten wir unser gesamtes Vermögen in kurzen Losen anlegen.

Das erschien uns einleuchtend, wir verfuhrten so und tatsächlich: alle Lose waren Gewinne! Wir waren

natürlich außer uns vor Freude und Neugierde, was wir allen gewonnen hatten, aber wir waren auch schrecklich aufgeregt. Irgendwie kam uns die ganze Angelegenheit doch etwas ungewöhnlich und unbehaglich vor und wir wagten zunächst gar nicht, unsere Gewinne abzuholen. Erst nach geraumer Zeit taten wir es, nachdem wir zu dem Schluss gekommen waren, es sei wohl besser, wenn wir nicht alle drei gleichzeitig zur Gewinnbude gingen, sondern nacheinander, und wenn wir immer nur ein oder zwei Lose hingäben.

Ich weiß nicht mehr, was wir alles gewonnen hatten, mir ist aber noch deutlich in Erinnerung, dass wir Mühe hatten, uns Papier und Bindfaden zu beschaffen, um die Gewinne an unseren Fahrrädern zu befestigen. Äußerlich sehr lustig und vergnügt wegen unserer vielen Gewinne, im tiefsten Innern aber doch mit einem gewissen Zweifel, ob unser Verhalten ganz richtig war, starteten wir am Abend nach Bernstadt zurück.

Ich denke, es wird Ihnen, meine lieben Leser, verständlich sein, dass ich später sehr oft an dieses erste Erlebnis in Namslau zurückgedacht habe, jedenfalls immer dann, wenn ich bei den Sommerfesten im Stadtpark Lose kaufte. Und das war in den 16 Friedenssommern von 1923 bis 1938 nicht selten der Fall!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 41 von 1966



Breslau – Standbild der Madonna vor dem Dom

Das Standbild der Madonna vor dem Breslauer Dom

von Dr. Walter Nickel

Wer einmal, unbehelligt von den Erfordernissen des Alltags, das Glück gehabt hat, von der Breslauer Dombrücke herkommend, durch die Dominsel zu wandern, wird diese Weg kaum wieder vergessen können. Schon auf der Dombrücke begrüßen ihn die Figuren Johannes des Täufers und der Hl. Hedwig, Bildwerke von wahrhaft bescheidenem Gütegrad, doch immerhin darauf hindeutend, dass hier die Grenze sei zwischen der lärmenden Großstadt und der zu Herzen sprechenden Stille geweihten Bodens.

Der Wanderer schritt die Domstraße entlang und gewährte zu seiner Linken den herrlichen Bau des Orphanotropheums, die hochragende Kreuzkirche mit dem feierlich beschwörenden Nepumukdenkmal davor und weiter zu beiden Seiten die schweigenden, ehrfurchtgebietenden Häuser der Domverwaltung und der Domherren. Noch ehe die Zeile rechtsseits mit dem vornehmen Langhansbau des fürstbischöflichen Palais abschloss, stand er vor dem wunderschönen Madonnenstandbild vor dem Hauptportal zum Dom.

Die Figur dieses sakralen Standbildes wächst in einer vernehmbar sprechenden Bewegung auf. Der Kopf ist nach der rechten Schulter geneigt. Das linke Bein, dessen Fuß auf der die Weltkugel umringenden Schlange lastet, dient mit seinem Knie als Sockel für das ebenfalls lebhaft bewegte Kind, dessen Körper von der Hand des rechten, diagonal herübergreifenden Armes der Madonna umfasst wird. Trotz dieser reichen Bewegtheit strömt dem Beschauer der Figur eine ebenso beglückende wie beruhigende Lieblichkeit entgegen. Zu diesem überraschenden Ergebnis konnte der Künstler lediglich dadurch gelangen, dass er die

Gestalt im Sinne des Kontrapostes aufbaute, eine Anordnung der Gliedmaßen, die die italienischen Meister von den Schöpfungen der Griechen des Altertums gelernt hatten. Um die Gesetze des Kontrapost zu begreifen, genügt es, dass wir an unserer Figur feststellen: linkes Bein vorgestellt, rechter Arm in vorgreifender Bewegung; rechtes Bein (obwohl eigentlich Standbein) fast unbelastet, linke Schulter und linker Arm zurückgenommen. Diese Ausgewogenheit im Aufbau nach dem Vorbilde der italienischen Kunst, die in Schlesien schon seit mehr als einem Jahrhundert wirksam war, stand zur Zeit der Errichtung unseres Standbildes, also im Zeitalter des Barock, in höchster Geltung.

Am Sockel der Figur, unter der Inschrift, ist das Entstehungsjahr vermerkt: 1694. Zu dieser Zeit war Pfalzgraf Ludwig von Neuburg, der Schwager von Kaiser Leopold I., Bischof von Breslau. Wenn wir dieses bedenken, dann wissen wir jedoch, dass unser Standbild durchaus nicht aus jenem friedfertigen Geiste erstellt ist, wie wir in Erinnerung haben. Es wurde als Ersatz für eine abhanden gekommene, seit 1630 hier ebenfalls stehende Madonnenfigur errichtet, die ebenfalls den Kopf der Schlange zertrat. Zu dieser sieghaften Geste lag um 1694 eine vielleicht noch zwingendere Veranlassung vor. Als Wien nämlich während des Türkenkrieges im Laufe des Sommers und Herbstes 1683 aufs äußerste gefährdet war und Kaiser Leopold den Beistand des Himmels erbat, erhielt er von seinem Beichtvater den Rat, gleichzeitig auch die Vertilgung der in seinen Landen zu loben. Schon im Jahre zuvor war es ihm gelungen, Pfalzgraf Ludwig von Neuburg, den Bruder seiner Frau, auf den Bischofsstuhl in Breslau zu entsenden. Wenn dieser nun ein neues Madonnenbild errichten ließ, dann musste die Figur notwendig wiederum als die

Verkörperung der ecclesia triumphans auftreten, also als Siegerin über die Ketzerei.

Jeder, der dieses Standbild sah, konnte sich aber darüber freuen, dass dessen unbekannter Schöpfer ihm vornehmlich den Ausdruck von mütterlicher Lieblichkeit verliehen hatte.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr.Karl Hausdorff

Schlesisch-volkstümliche Orakel **Schicksalssprüche-Weissagungen-Zukunftsdeutung** von Dr. Horst Stephan

Die Zukunft ist ungewiss und kaum greifbar. Erwartungen erfüllen sich nicht und die Suche nach Sicherheit enttäuscht.

Diese existentielle Bestimmung des Menschen führte schon in frühester Zeit dazu, Antworten auf der Ebene der Religion und der Naturkräfte zu suchen. Dies zeigt auf den Begriff des Orakels (lat. oraculum = Ausspruch, Weissagung), das hier „volkstümlich“ verstanden und belegt wird.

Es fällt auf, dass sich viele Orakel auf das Wetter und dessen Vorausssehbarkeit beziehen. So schreibt der Februar vor: „Ist's an Lichtmess hell und rein, wird's ein langer Winter sein.“ Oder: „Lässt der März sich trocken an, bringt er Brot für jedermann.“ Und: „Wenn kalt und nass der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr.“ Ferner: „Bringt der Dezember Sturm und Schnee, schreit der Bauer laut juchhe.“ Auch heißt es: „Geht Barbara (4. Dezember) im Klee, kommt's Christkind im Schnee.“

Eine große Zahl von Orakeln richtet sich auf Jahresanfänge und Jahrestermine: den Andreastag

(30. November), Weihnachten, Silvester, Neujahr und Dreikönige. So ist der Andreastag Anlass für viele volkstümlich-scherzhafte Liebes- und Heiratsorakel. Die Andreasnacht wird zur „Losnacht“ („Losen“ = Wahrsagen). Am Vorabend zum 6. Januar legt und verteilt man vor dem Kachelofen 12 Weizenkörner, um am Morgen zu „Hl. Drei Könige“ abzulesen, was die folgenden Monate bringen: Ein weit aufgesprungenes Getreidekorn verheißt Glück, Gesundheit und reiche Ernte. Auch das „Zwiebelorakel“ macht die gleiche Hoffnung. So werden abends 12 Zwiebeln mit Salz bestreut und auf die Fensterbank gelegt. Am nächsten Morgen entdeckt man in einigen Schalen Wasser, während andere trocken geblieben sind. Diese Beobachtung soll das Wetter der kommenden Monate abbilden. Das erinnert an das Orakel mit vier Nüssen. Man sprengt sie, um aus der Beschaffenheit des Fruchtkerns jeweils auf das Wetter der kommenden Vierteljahreszeiten zu schließen.

Auch Weihnachtsbräuche sind Anlass, menschliche Zukunft zu deuten. So schreibt man auf kleine Zettel Wahrsagesprüche, steckt sie in leere Walnüsse und hängt sie an den Christbaum. Wer diese an Hl. Abend öffnet, erfährt die Prophetie der Sprüche. Ebenso ist das folgende Losorakel beliebt: Unter vier tiefe und umgekehrte Teller wird ein Stück Brot (Zeichen der Satttheit), ein Geldstück (Zeichen für Reichtum), ein Klumpen Lehm (Zeichen für Krankheit) und ein Kamm (Zeichen für Not) versteckt. Wer den Teller jeweils heben darf, wird ausgelost. Er erfährt, was ihn im Jahresverlauf erwartet, zum Beispiel Reichsein oder Armut. Ein anderes Weihnachtsorakel verlangt, vor Besuch der Christmesse mitternachts in vier Teller jeweils eine genau abgemessene Getreide-/Körnermenge zu schütten und sie später nachzumessen; hat auf einem der Teller die

Getreidemenge zugenommen, führt dies im kommenden Vierteljahr zu Glück und Wohlstand.

Zu den bekannten Silvesterorakeln zählt das Bleigießen. Es wurde zuvor mit heißem Kerzenwachs geübt. Dies hieß deshalb, das Bleigießen der „kleinen Leute“. Schon im Altertum und Mittelalter schrieb man Blei magische Kräfte zu. Das Metall wird in der Küche erhitzt und somit flüssig in ein Gefäß mit kaltem Wasser gegossen. Die dabei fest gewordenen Bleiformen erfahren eine symbolische Deutung. So verweisen zum Beispiel Pflanzengebilde auf die künftige Ausübung als Gärtner, Förster oder Bauern. Ein zu einem Buchstaben erstarrtes Bleistück soll auf den Anfangsbuchstaben eines Vornamens verweisen, gemeint der des künftigen Bräutigams oder der Braut. Dies erinnert an überlieferte Hochzeitsorakel, die der „Partnersuche“ galten. Dazu gehört das sogenannte „Schuhewerfen“ als Losritual. Zu den Liebes- oder Hochzeitsorakeln zählt das Spiel, mit Kreide das ABC an die Haustür zu schreiben. Dann bittet man eine junge Frau oder einen jungen Mann, auf zwei Buchstaben zu zeigen; mit dem ersten Buchstaben beginnt der Vorname und mit dem zweiten der Nachname des künftigen Ehepartners. Das gleiche Anliegen verfolgt das „Apfelorakel“, bei dem ein Mädchen einen Apfel so schälen soll, dass ein langes unzerschnittenes Band entsteht. Wirft das Mädchen das Band hinter sich und es zeigt die Form eines Buchstaben, so gilt diese als erster Buchstabe im Vornamen des künftigen Ehemannes. Ein anderes Orakel fordert von einer jungen Frau, Holzscheite zu sammeln und in einen dunklen Hausflur zu werfen. Ergeben die Scheite eine gerade („paarige“) Zahl, darf die Werferin auf eine Hochzeit im nächsten Jahr warten.

Neugierig machen Orakel, die sich auf die verbleibende Lebenszeit eines Menschen beziehen. So bläst man die

Samenfäden des Löwenzahns in die Luft, beobachtet deren Flug und zählt die einzelnen Fäden als noch zu erwartende Lebensjahre. Wer also einen besonders reifen Löwenzahn mit seinem goldgelben Blütenkranz pflückt, darf auf ein langes Leben hoffen.

Viel Spaß bereitet auch, die Blütenblätter einer Margaretenblume oder eines Gänseblümchens nacheinander, aber möglichst schnell zu zupfen und jeweils zu rufen: „Er (Sie) liebt mich. Er (Sie) liebt mich nicht.“ Das letzte Blütenblatt mit dem entsprechenden Ruf entscheidet also über die Liebesbeziehung.

Zusammengefasst: Wetter-, Festtags-, Liebes- und Hochzeitsorakel sowie die Orakel, die verbleibende Lebenszeit deuten, sind Sprüche mit rätselhaften Weissagungen. Abhängigkeit von Naturkräften, Handeln und Verhalten in zweifelhaften Lebenssituationen und Volksglaube bestimmen die Wirkung von Orakeln als vermeintliche Lebens- und Orientierungshilfe.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 01.2021





Breslau, Blick von der Holtei-Promenade zur Sandinsel mit »Maria auf dem Sande«

Karl von Holtei – ein Allerweltskerl

von Alfons Hayduk

Am 12. Februar 1880 starb der 82jährige Karl von Holtei in seiner Vaterstadt Breslau. Ein Vagabund des Lebens, wie er sich zu nennen liebte, war er als Sohn eines Husarenoffiziers zur Welt gekommen, die er mit mancherlei Attacken überraschte, bis er sich wandermüde und zweimal verwitwet 1876 ins Kloster der Barmherzigen Brüder zurückzog, um beschaulich, ja stillvergnügt seinem Ende nach reichlich erfülltem Dasein entgegenzusehen. Er sprach ohne Scheu davon und ließ es nicht an Anordnungen für diesen Fall fehlen. Die Brüder regten an, er möge bestimmen, die Musik solle auf seinem letzten Weg an der Klosterpforte sein berühmtes „Mantellied“ intonieren, das alle Welt seit Jahrzehnten sang: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt ..“ Aber Holtei winkte ab: „Keineswegs, Bruder Klemens – du erbst übrigens meine goldene Taschenuhr -, ich wünsche mir die weit passendere Melodie: „O du lieber Augustin, alles ist hin!“

Es blieb beim Mantellied. Feierlich schmetterten es die Fanfaren des Kaiserlich-Königlichen Leibkürassierregiments über den von Tausenden umsäumten Klostervorplatz, als der Sarg durch die Pforte getragen wurde. Mächtige Lorbeerkränze verdeckten ihn. Ein unübersehbares Trauergefolge gab dem toten Dichter das letzte Geleit. Se ehrte Breslau, so ehrte Schlesien Karl von Holtei, seinen volkstümlichen Poeten.

Wie er gewünschte hatte, schmückte seinen Grabstein aus rotem schlesischem Granit außer dem Namen und der Angabe des Geburts- und Todesdatums nichts als

die Überschrift eines seiner Gedichte, das Mundartwort: „Suste nischt, ack heem.“

Erst mit den Jahren dämmerte aus der Vergesslichkeit der Nachgeborenen und auch dem Lokalpatriotismus derer, die ihn noch gekannt, dass die Bedeutung dieses gefeierten Vaganten, Komödianten und Allerweltskerls von Stückeschreiber, Romanverfasser und Gedichtelmacher nur zu einem Bruchteil auf dem weiten Felde der Literatur lag.

Wohl war er ein echt schlesischer Erzpoet, aber was ihn die Herzen seiner Zeitgenossen im Sturm erobern ließ, waren das Mitmenschliche, das heiße Herz und die Begeisterungsfähigkeit, die Karl von Holtei an alle Welt verschwendete. So hatte er auch alle zum Freunde. Unglaublich fast, mit wem ihn Beziehungen verbanden, bis hin zu Goethe, dessen Schwiegertochter an Holtei schrieb: „Sie glauben gar nicht, was der Vater Gutes und Gemütliches über Ihre Schlesischen Gedichte gesagt hat.“

Die meisten Schlesier denken bei dem Namen Karl von Holtei an sein seit Jahren der Vertreibung zu schicksalsschwerer Bedeutung und überraschender Zeitnähe aufgestiegenes Mundartverslein: „Suste nischt, ack heem!“ – Sonst nichts, nur heim!

Holtei hat die schlesische Mundart in bleibendem Sinne der Poesie erschlossen; er ist der eigentliche Begründer der schlesischen Mundartdichtung in ihrer volkstümlichen und heutzutage so selbstverständlichen Bedeutung. Doch sein Rang ragt über dieses lokale wie provinzielle Verdienst weit hinaus. Er war aber auch der Prototyp des heute ausgestorbenen Rezitators, der gefeiertste Vortragsmeister seiner Zeit, ein Epiker von unerschöpflicher Erzählfreudigkeit. Sein sich

übersprudelndes Bühnentalent erfand Gestalten sie den schlagfertigen Berliner Eckensteher Nante, seine unstillbare Theaterleidenschaft ließ ihn Schauspieler und Bühnenleiter werden. Und wenn später die Operette ihren Siegeszug antreten konnte, so hatte ihr Karl von Holtei mit dem Durchsetzen des Singspiels den Weg gebahnt.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff

Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Ursula **Flügel** geb. Mohry aus Buchelsdorf und
Sieglinde **Kirchner** geb. Ernst aus Nieder-Wilkau
(Mutter)

Vindner, 
Brühlmann

Die Bauberatungsstelle in
Ecke Bahnhofstr. Namslau Langestr. 8 II
fertigt vorschriftsmäßige Zeichnungen, erteilt
Rat und Auskunft in allen Siedlungsfragen
und vermittelt die Finanzierung.

Sprechzeit: Montag und Mittwoch 9–12 Uhr vorm., Sonnabends 9–12, 3–5

Oberstabschef Oskar von Tschöbner

Fernruf Nr. 328. Dels i. Schles. Marienstraße 11

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 440

Redaktionsschluß: 20. August 2021

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

**Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich
und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts
„steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.**

**Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1
Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts
Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten**

Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.